

Eine russische Soiree.

Von Dr. Siegfried Reinald.

Als Großfürst Michael im Jahre 18... nach der festlichen Aufnahme, die ihm in London geworden war, zum ersten Male wieder in Petersburg...

Die Mission des Grafen von Bergheim war erfüllt und er dachte bereits an seine Abreise. Von seinem Gelde hatte er trotz Großfürst und Polizeiminister nichts zu sehen bekommen.

Die Mission des Grafen von Bergheim war erfüllt und er dachte bereits an seine Abreise. Von seinem Gelde hatte er trotz Großfürst und Polizeiminister nichts zu sehen bekommen.

Die Mission des Grafen von Bergheim war erfüllt und er dachte bereits an seine Abreise. Von seinem Gelde hatte er trotz Großfürst und Polizeiminister nichts zu sehen bekommen.

Die Mission des Grafen von Bergheim war erfüllt und er dachte bereits an seine Abreise. Von seinem Gelde hatte er trotz Großfürst und Polizeiminister nichts zu sehen bekommen.

Die Mission des Grafen von Bergheim war erfüllt und er dachte bereits an seine Abreise. Von seinem Gelde hatte er trotz Großfürst und Polizeiminister nichts zu sehen bekommen.

Die Mission des Grafen von Bergheim war erfüllt und er dachte bereits an seine Abreise. Von seinem Gelde hatte er trotz Großfürst und Polizeiminister nichts zu sehen bekommen.

Die Mission des Grafen von Bergheim war erfüllt und er dachte bereits an seine Abreise. Von seinem Gelde hatte er trotz Großfürst und Polizeiminister nichts zu sehen bekommen.

Diplomaten auf's Hüßlichste empfing und ihn unter anderem auch fragte, wie es ihm in Petersburg gefallen habe.

„Bitte tausendmal um Vergebung,“ begann er, „daß es der Wunsch war, der Sie heute hergeführt hat, das verlorene Portefeuille in die Hände zu bekommen.“

„Der Graf erinnert sich doch, daß Sie damals bei der Soiree des Großfürsten ein Diener beim Umhängen Ihres Mantels behilflich war?“

„Der Großfürst gab einen Monat nach der Abreise des Grafen Bergheim damals eine Abendtafel. Die bei der damaligen unglücklich verlaufenen Soiree anwesenden Gäste des Fürsten wurden auch diesmal wieder geladen.“

„Die Zimmer wurden daher abgeschlossen, jeder Diener einer eingehenden Befragung unterzogen und ihm mit der Verhinderung nach Sibirien gedroht.“

„Ein polnischer Jude wurde dabei erwischt, als er im Begriffe stand, die Hälfte eines goldenen Kessels bei einem Goldschmied zu verkaufen.“

„Ich ersuchte Sie, mich zu besuchen, um mich von dem Zustand der Soiree zu überzeugen.“

„Konstantin“, ein prächtiges Exier von weißer Farbe, das wegen seiner Gefährlichkeit und Klugheit von allen Anwesenden des Schloßes geliebt wurde, hatte Tscherschkow zu gut abgerichtet, daß er auf ein Wort und den Wink seines Herrn nach dessen Behauptung lief. Der Kälte wegen ließ

Tscherschkow dem Hunde ein warmes, gepolstertes Deckchen machen, und die Innenseite desselben mit Taschen versehen. Konstantin bummelte auch an jenem Abend, wie gewöhnlich, mit philosophischer Ruhe in den weislichstigen Gängen des Schloßes herum.

Der ungetreue Diener seines Herrn wurde nach diesem Geschehnisse in ein finstres, teltarartiges Geß gemauert und von zwei Kofaken bewacht, um des andern Tages der Folter übergeben zu werden.

„Jeder Ruf, und der russische Soldat erst recht, wird elektrifiziert, sobald er dieses Raubwort vernimmt.“

„Der Wächter Tscherschkows stand auf und begab sich vor die Thür. Dort verhandelte er mit seinem Kameraden kurze Zeit und trat dann wieder mit dem Worten in das Geß des Gefangenen.“

„Gegen Mitternacht erhob sich Tscherschkow plötzlich von seinem Lager, warf einen forschenden Blick um sich und, nachdem er die Situation erforscht hatte, nahm er die düster brennende, qualmende Lampe vom Gesimse des runden, mit Eisenhaken vergeritzten Fensters und leuchtete damit den wackeren Schläferin ins Gesicht.“

„Als der Wächter auf den Schloßhof trat, sah er den Wächter auf dem Hof, nach ihm Säbel und Patronenring ab, zog ihm den Uniformrock aus und seinen Bedientenrock dafür an, befestigte sich mit dem Kofakenstülpen, warf den rauhen Mantel um, setzte die Angoramüge auf und verließ höhnisch lachend sein Gefängnis.“

„Jede Verblüdung ist doch eigentlich schon eine Krankheit. Und das Corsett verblüdet. Mag es hoch oder tief, schmal oder breit, Parisier, Brüsseler oder Wiener Form gearbeitet sein, mag es die „moderne, vorn grade Figur“ erzeugen, es erzeugt eben immer eine Figur, d. h. es verblüdet die vorhandene.“

„Jehn Jahre waren seitdem verstrichen. Graf von Bergheim hatte in jenen seinen Dienst quittiert und verwaltete seine Güter, da hieß es plötzlich, daß sein König durch das kleine, in der Nähe seines Schloßes gelegene Landbütchen komme, um dort eine Artillerieoffiziere zu beschäftigen, die soeben im Bau fertiggestellt war. Ra-

stlich mußte Bergheim bei dem Empfang des Landesbesizers in seiner früheren Uniform als Gefandter erscheinen. Bei der näheren Besichtigung derselben wurde er gewahr, daß das Futter seines Rockes aufgefrennt sei. Er untersuchte den Schaden und fand in einer Ecke seines Rockes die vermisste Brieftasche und darin — unversehrt die verloren geglaubten 30,000 Rubel in Banknoten.

Verbesserte Frauenkleidung.

Von Margarete Rothhammer. Unter den Bestrebungen, welche darauf gerichtet sind, auf Grund neuerer Erkenntnisse und ersten Nachdenkens die Menschheit vorwärts zu bringen, nimmt die Bewegung, welche die Verbesserung der Frauenkleidung zum Ziele hat, eine besondere Stelle ein; denn sie beschäftigt sich mit einem Gegenstande, für das alle Menschen Interesse haben, mit Ausnahme vielleicht weniger Weltverächter.

Die Kleidung der Frau, ansehnlich ihre intime, private Angelegenheit, ist in Wahrheit eine Kulturfrage von allgemeiner Bedeutung. Sie ist das eigentlich von jeder gewesenen, insofern man in der jeweiligen Tracht und Mode den Bildungsgrad, das geistige Niveau, die sittlichen Eigenschaften der verschiedenen Völkerstämme spiegeln sieht. In noch höherem Maße tritt heute die Frauenkleidung als Kulturmoment in den Vordergrund, weil endlich auch auf diesem Gebiete das Bewußtsein — und damit das Verantwortlichkeitsgefühl — erwacht ist. Und wenn auch hier und da noch „Toiragenfragen“ mit traditioneller Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit behandelt werden — so kann das doch nicht hindern, daß das Nachdenken über „die Kleidungsfrage“ sich mehr und mehr vertieft.

Daß der weibliche Teil der Menschheit auf das Aussehen der äußeren Persönlichkeit mehr Sorgfalt verwenden darf, als der männliche, ist ein historisch vererbtes Recht — oder eine historisch überlieferte Pflicht. Dieses Recht — oder diese Pflicht — ist der Anlaß geworden, daß Mode und Industrie, unterstützt von der rasch fortschreitenden Technik, das ganze Reich des weiblichen Anzuges mit einer immer verwunderlicheren Fülle von Gaben übersättigten — während der männliche Anzug sich so zu sagen mit den Prosamen der Phantasie begnügen muß. Für die schamlosen Wandelungen im Bereiche der Frauenkleidung sind Tausende von Köpfen, arbeiten Millionen von Händen, erleben immer neue Industrien. Der phantastische Wechsel des Frauenanzuges ernährt breite Schichten des Volkes. — Und dieser allgemeinen, weit verzweigten, folgerichtigen Beweglichkeit will sich nun eine Bewegung entgegen stemmen?

Reineswegs. Ein solches Unternehmen würde ja auch gar keine „Bewegung“ sein, sondern ein lobter Blod, ein ohnmächtiges Wehr, über das die sprudelnde Geschäftigkeit rücksichtslos hinweg brausen müßte. Aber über das, was man ihr zu bedenken gab, ist sie nicht hinweggebraust. Wenn auch zuerst mit zögerlichem Widerstreben, hat sie sich doch von Jahr zu Jahr williger in die neuen Bahnen wagen lassen, welche von drei Seiten zugleich gebieterisch gefordert wurden:

Von der medizinischen Wissenschaft, von der Frauenbewegung und aus künstlerischen. Die medizinische Wissenschaft ist zwar auch früher schon dem weiblichen Anzuge gegenüber nicht ohne Kritik geblieben (der berühmte Sommering schrieb bereits im Jahre 1792 gegen die Schürbrüder), aber es war bei theoretischen Erörterungen geblieben, die der Frauenwelt gar keinen Eindruck machten. Darum hatten sich die Ärzte mit Lieberleben seine Mäße gegeben, sondern nur so gut konnten die Frauenkleidung weiter turirt.

Die moderne Wissenschaft aber setzt ja ihren Energie darin, lieber noch zu verblühen als zu heilen. Sie will dem Kranke sein Vorurteil und widmet deshalb dem Krankeitsursachen ihre ganze Aufmerksamkeit. Da dürfte sie an dem großen Sündenregister des Corsetts als Krankeitszeuger an und im Frauenkörper nicht schweigend vorüber gehen.

Die Verblüdung ist doch eigentlich schon eine Krankheit. Und das Corsett verblüdet. Mag es hoch oder tief, schmal oder breit, Parisier, Brüsseler oder Wiener Form gearbeitet sein, mag es die „moderne, vorn grade Figur“ erzeugen, es erzeugt eben immer eine Figur, d. h. es verblüdet die vorhandene. Es ist auf Einpressen berechnet, und Rippen und Brustkorb gehen dem Drucke gefohren nach. Aus ebenmäßigem, leicht geschwungenen Unterleib des Frauenkörpers wird unter der Einwirkung des Corsetts die bekannte Sanduhrform. — In den so vergerzten Körperräumen schieben und verzerren sich natürlich auch die inneren Organe. Reines bleibt ganz richtig an seiner Stelle, keines läßt ungehörig seine Funktionen aus. Magen, Leber, Nieren, Unterleibsorgane, Herz und Lungen geraten in verhängnisvolle Wechselwirkung. Die Folgen davon sind unzählige Frauenleiden, an denen Tausende ihr Leben lang vergeblich herumtuirten, sind Malaria, Nervosität und Kopfschmerz; die Folge davon ist in Summa die auf Schritt und Tritt uns umgebende und durch erschröckende Statistiken bewiesene körperliche Minderwertigkeit der modernen Frau.

Wenn man einem Pferde oder Sunde um die Mitte des Leibes eine feste Bandage mit harten Stäben

steckt zu dem ausgesprochenen Zweck, seine Gestalt zu verändern, so würden die Thierkörpervereine in große Aufregung geraten, und es würde von unerhörtester Grausamkeit die Rede sein.

„Nun, und bei den Menschen sollte diese Art der Einwirkung nicht grausam sein? — Der einzige Unterschied ist der, daß die Frauen selber sich damit peinigen; unbewußt und, wenn zum Bewußtsein gebracht, oft eine Weile noch eigenmächtig. Schließlich aber geben doch viele der Vernunft und der Erkenntnis nach und lernen atmen in einem lose angelegten, dem Körper angepaßten Leibchen oder Hüftkissen. Sie lernen sich aufrecht halten auch ohne die so lange unentbehrlich geachtete Stütze der festen Stangen im Rücken. Sie lernen begreifen, daß bei dem Schöpfungsact das Corsett doch wohl nicht vorgesehen war.“

Und einmal mit dem Nachdenken im Gange, finden sie es auch einleuchtend, daß die um die Taille befestigten, daran hängenden Röhren den Druck — und damit das Unwohl — des Corsetts, noch vermehren müssen. Diese bedenklichen Frauen kommen zu der Ueberzeugung, daß die Unterleibsorgane schwer sind für das geringe Maß in Schutz und Wärme, das sie dem Körper bieten, und sie verkaufen sich einstückweise ihre zwei oder drei Unterleibsorgane mit einem fahigen, geschlossenen Stoffbeutel, das an das Leibchen oder den Hüftkissen angeknüpft wird. — Wenn nun noch das unruhig weite, dafür aber tief ausgehöhlte und ärmellose Hemd durch eine Hemdböse aus porösem Gewebe ersetzt wird, so ist die Unterleibskleidung nach allen Regeln der modernen Hygiene umgestaltet.

Daß ihre Bestandteile nach wie vor elegant sein können, daß man Seide, Spitzen und Edelsteine dafür verwenden darf, daß die „verbesserte“ Unterleibskleidung also auch einem raffinierten Luxusbedürfnis genügen vermag, das ist eigentlich zu selbstverständlich, als daß man es noch zu verifizieren brauchte. Die Unterleibskleidung, wie ich sie eben geschildert habe, ist nun aber nicht von den Ärzten allein für angeben und ausgearbeitet worden. Denn die ärztlichen Ratsurteile trafen jetzt zusammen mit dem Erwachen der Frauenwelt zu Bewegungs- und Schaffenskraft und fielen deshalb endlich auf fruchtbaren Boden. Wie eine Erleuchtung erstrahlte es den strebenden Frauen, als die Wissenschaft ihnen verheiß, ein gefunder Anzug werde ihren Körper gefunder und widerstandsfähiger machen.

Auf der Erkenntnis, welche die Ärzte ihnen verhofft hatten, bauten sie weiter. Und im Gedanken daran, daß sie ihren erkrankten Körper für Arbeit und Bewegung, für Beruf und Sport gebrauchen würden, fügten sie zu der ersten Forderung die zweite. Ihre Kleidung sollte fortan nicht nur gefunder, sie sollte auch praktisch sein. Sie sollte den freien Schritt und die Bewegung der Arme ebenso wie das freie Atmen ermöglichen, sollte alles unnütze Belastende, allen sinnvollen Aufwuchs vermeiden sollte leicht an- und abzuliegen sein und nebenbei dem oft gerügten Taschenmangel abhelfen. Sie sollte für jeden Zweck und für jede Gelegenheit das Richtige treffen und jeder Persönlichkeit individuell angepaßt sein.

Dieses Streben nach einer praktischen Verbesserung der Frauenkleidung im Vereine mit der gesundheitslichen bebüht nun geradezu auch den dritten Anspruch. Die Kleidung soll auch in ästhetischer Rücksicht verbessert werden. Oder richtiger noch: Eine gesundheitslich und praktisch verbesserte Kleidung ist zugleich auch ästhetisch verbessert.

Damit ist keineswegs gesagt, daß man die für Gesundheit und Zweckmäßigkeit vorgeschriebenen Normen und Formen nun leicht setzen lassen und auf jede weitere Schönheitssage dafür verzichten sollte. Ganz im Gegenteil. Nur die Grundlage, der Unterbau für alle die hübschen, schimmernden Aufputz ist verändert worden. Statt wie bisher die leise, sanduhrförmige Corsettfigur mit Puffen, Bändern, Spitzen, Blumen und Schmucke zu bekleiden, ist man jetzt bestrebt, die Bekleidung des natürlichen, schmieglamen Frauenkörpers zu einem weichen, weichen Schönheitsgegenstande zu gestalten. Nach welchen Schönheitsgesetzen das geschehen muß, haben uns die Künstler gelehrt. Sie haben uns davon überzeugt, daß die bisherige Zweiteilung des Frauenkörpers in ästhetisches Unterglied, eine Grausamkeit gegen den Schönheitsfornio gut wie gegen die Gesundheit. Sie zeigen uns die Wirkung der Linien, des Faltenwurfes, der Farben. Sie unterweisen uns in der Verwendung von wertvollem Schmuckmaterial und von Schmuck.

Das ist nicht so gemeint, als ob jedes nach den neuen Grundbänden gefertigte Kleid von Künstlerhand entworfen wäre oder entworfen sein müßte. Aber die Künstler haben in ganz augenfälliger Weise als Reformmeister gewirkt. Wenn ich nur einzelne Namen nenne — Schulte-Raumberg, van der Velde, Mohrbutter, Hermann Widmer — wie haben sie uns die Augen geöffnet, haben uns sehen und etwas Gesehenwürdiges schaffen gelehrt! —

Ich hoffe, es ist aus diesen flüchtigen Betrachtungen das Eine klar geworden — daß die „Verbesserung“ oder wie man gewöhnlich sagt, die „Reform“ der Frauenkleidung keine Gleichmacherei, keine Verächtlichmachung der Individualitäten bedeutet — sondern daß sie im Gegenteil die Persönlichkeit von dem Gleichmacher, von dem niederknurrenden Zügel der Mode be-

freien will. Nicht der Mode an sich wird dadurch der Krieg erklärt, aber ihre unverantwortlichen, schädlichen Herrschergelüste. Sie soll beeinflusst, nicht beseitigt werden. Und alles, was die Phantasie zu erfinden, die Technik zu schaffen und die Industrie zu erwarten vermag, soll uns für die gesunde, praktische, schöne Frauenkleidung willkommen sein.

Ob daraus wohl mit der Zeit eine deutsche Mode wird? — Wir hoffen es! — Denn dazu kommt es so eigentlich nur darauf an, daß genügend viele hübsche Frauen und Männer mit künstlerisch geschulten Augen sehen lernen. —

Verliebte Leute.

Eduard und Lilly sitzen auf einer Gartenbank, Hand in Hand. Eduard: — „Weißt Du, das ist das Schöne bei der Liebe, daß sie uns leiser macht und auch geheimer. Die Welt ist unser Herz aus, daß mich darin Platz hat als früher. Wenn wir lieben, verstehen wir plötzlich Dinge, die uns bisher unerklärlich waren, weil wir sie auch zu lieben begannen.“

Lilly (drückt seine Hand): Das habe ich auch schon gefühlt, aber ich konnte es nicht so schön ausdrücken wie Du. Siehst Du, gegen die Anna bin ich jetzt auch viel netter, seit ich Dich habe. Frage Sie nur, ich schimpfe sie fast gar nicht mehr!

Eduard: Weißt Du — ich bin ja ein trodener Mensch, so ein echter Unreumensch — und habe mich eigentlich bis jetzt hoch erhaben gefühlt über die Künstler und Literaten und diese Leute. Jetzt verhalte ich sie auf einmal, es muß etwas Wunderbares sein, das mich in sich aufzunehmen und dann seine Witmenschen wiedergeben, so ein Schöne, daß sie es nun auch alle so schön sehen und verstehen.

Lilly: In der Exzeption habe ich mir aber doch gedacht, so sieht die Natur nicht aus. Eduard: Ja, aber es giebt doch Jeder das Beste, was er hat. Wir Beamten, was geben wir? Ein Wischen trodenen Verstand, eingewürgelt in taufend seftthende Formeln. Aber sie, sie geben uns ihre Seele.

Lilly: Du, da habe ich neulich etwas gelesen über die Weltreise. Aber verstanden habe ich es nicht ganz. Eduard: So etwas läßt sich auch nicht verstehen, das muß man fühlen. Alles ist mit uns verdammt. Steine, Bäume und Thiere — und durch alle flutet der Strom der Liebe, daß sie sich verändern müssen und werden, was wir einst waren oder noch sein werden.

Lilly: Dann haben die Steine auch eine Seele? — Wie faszinierend! Eduard: Warum faszinierend? Der höchste Verfall einmal in Staub und der Staub wird Erde, und aus der Erde faugt die Pflanze ihre Nahrung. Lilly: Warum muß man die Blumen dann eigentlich jeden Tag begießen? Eduard: Auch ich habe bisher geglaubt, wenn ich auch einstecke, daß es kein Leben war im rechten Sinne des Wortes. Aber seit mir Deine Liebe geworden ist, fühle ich, seitdem lebe ich wirklich — ich fühle, daß ich lebe. Das ist kein Dahinwimmeln mehr — ich lebe wie eine halberborene Pflanze, die der Sonnendebben kimmerlich erndet. Und jetzt ist mir, als ob ich alle Quellen der Welt in mich aufnähme, als ob alle mir Nahrung brächten. Oh, es ist eine Lust, zu leben, wenn man geliebt wird.

Lilly (schmiegt sich an ihn): Und meine Liebe ist es, die Dir diese Lust verhofft hat! Eduard: Mir ist es, als ob ich ein Dichter wäre — nicht ein Dichter, der Verse schreibt, sondern einer, der Gedichte fühlt. Wie soll ich das ausdrücken? — Du weilst ja, was ich meine. Die ganze Schöpfung ist nur für mich da — ich fühle alles, ich bin der Herr der Welt. Lilly: Mochtest Du das wirklich sein. Dann würdest Du mich wohl kaum mehr betrachten wollen. Von Kirchthum schlägt es drei Uhr. Eduard: Ach Gott — schon — jetzt muß ich gehen! (Stummes Spiel, von Ummarmungen und Küssen unterbrochen. Eduard: O Gott, wie glücklich bin ich! Früher immer allein — allein — Du weilst nicht, wie glücklich das ist. Und jetzt einen Menschen haben, der mich so ganz versteht, bis in's tiefste Innere, das ist eine Himmelsgabe, die kein Mensch verdient —)

Einsamkeit.

Von L. Meurer-Gilbert.

Es geht Jemand hinter mir. Ich höre ihn deutlich, wie er mit mir Schritt zu halten sucht; er folgt allen meinen Wendungen nach rechts und links, wenn ich einem der wenigen Begegnenden ausweiche. Kaum drei Schritte kann er von mir entfern sein. Wenn wir an einer Straßenecke vorübergehen, und mein Schatten plötzlich vorpringt, verstimmt der seine mit dem meinen, wächst mit ihm, wird mit ihm blässer, wird zugleich mit ihm von dem Scheine der nächsten Laterne aufgelesen. Ich bilde mir ein, zu spüren, sobald wir vor der Laterne sind, daß der hinter mir Gehende auf meinen Schatten tritt. Ich weiß, daß es nur Einbildung sein kann; aber das Grauen, das diese Vorstellung in mir weckt, ist mächtiger als meine Logik.

Wenn es ein Bekannter wäre, hätte er mich schon längst wolkens eingeholt und angeberdet. Aber wer sollte es auch sein in der fremden Stadt, wo ich niemand näher kenne? Und das Gefühl, meiner Einsamkeit, der Zusammenhänglosigkeit mit meiner Umgebung hängt sich wie eine traurige Last an mich, verdropelt den trüben Schauer über diese immer gleiche unsichtbare Nähe hinter mir.

Vielleicht ist es Einer, der Abenteurer läuft. Er glaubt wohl, ich sei Eine für ihn, und meine Größe sei Edele und Ledung. Ich brauche mich nur zu wenden, ihn mit einem tadeln, gleichgiltigen Blicke zu streifen. — Warum thue ich es nicht? Ich kann nicht, ich muß vorwärts, als ob dieser Unbekannte mit dem rhythmischen Schritt mich peitschte. — Wenn ich langsamer ginge — ihn an mir vorbeiziehen ließe —? Doch die Angst, daß alsdann etwas Gemeinsames, gleichsam Verabredetes uns verbinde, zwingt mich zu immer größerer Eile. Schneller als jetzt kann ich nicht — kann — ich — nicht! Ich bin so athemlos. Mir ist elend, mein Herz weint vor Einsamkeit und Grauen.

Und der Schritt ist immer, immer hinter mich. Als ob es nie anders werden könnte, so ist es, Als solle es in alle Ewigkeit so bleiben — ich voran, hinter mich dieser Schritt, der dem meinen selbsttun in erbarungslosem Takt, — vor dem ich bin, wie ein Bild vor dem Jäger, sinnlos vor Entsetzen, hoch taub vor rasendem Getöse.

Sieht es denn keiner, wie ich leide? Verlangt mir Niemand den Verfolger? So allein bin ich, daß es in dieser großen, großen Stadt nicht Einen gibt, der mich erlöst von diesem Schicksal! Ja, wie das Schicksal säuret es da hinter mich. Das Schicksal — der Tod — das, vor dem es kein Entrinnen gibt. — Ein eifriges Erkarten in mir — wenn es mich nun lähme, mich widerstandslos vor seine — Fülle hinwürfe! — — — Vorwärts — nein — — — vorwärts! Und wenn es das Unabwendbare ist — ich bin schneller als das Unabwendbare!

Die Straße wird lebloser. Wir nähern uns mehr und mehr der Innentafel. Es ist wie ein Winken nach der Erlösung. Ich kann diesen Schritt hinter mich nicht mehr ertragen — diese zudringliche Nähe, die mir den Rücken zu Eis macht, die Mästel aufzulöst, als tröden sie auseinander, jetzt ist der Hafer für sich —

Plötzlich ändert sich der Schall des Schrittes. Er wird heller, ferner, kürzer — er verliert sich in einer Querstraße. Zuerst ist es ein Schreden, es ist so unerwartet, so anders, so neu. Mein Herz schlägt auf einmal schneller und leiser. Ich verlaugsame meinen Gang und atme tief auf mehrere Male. Ah — Gottlos, denke ich — Gottlos!

Aber ich denke es nur und laufte dabei hinter mich, enttäuscht fast, den Schritt nicht mehr zu hören. Es war doch etwas wie eine Begleitung, etwas, das ich auf mich, auf meine Persönlichkeit bezog — Arrin! Und nun drängen sich mir Thränen in die Augen. Es war ein Fremder, der seines Weges ging — nicht meines Weges —

Ich bin einsam, so einsam wie nie. Um mich der Klagen und dröhnen die Symphonien des Lebens, dröhnen unauffällig an mir vorbei. Ich bin ein verprengter Ton, der zu keiner von ihnen gehört — summe nebenher, in keiner Harmonie aufgehend, überflüssig, verschimmelt, aufgelöst in der unendlichen Meer. —

— Dilemma. A.: „Warum heirathen Sie eigentlich nicht?“ — B.: „In wissen Sie, ich möchte nur eine Frau, die geschickter ist als ich — und eine solche mag mich nicht!“